

Klassiker für die Gegenwart

Hochachtung für Ukrainer

Mit seiner Erzählung „Der Mensch im Futteral“ erweist sich ausgerechnet der gegenüber den Ukrainern angeblich herabwürdigend eingestellte Anton Tschechow als scharfsichtiger Kritiker großrussischen Wahns.

Von Hans Christoph Buch

Zuwider sind mir: Der frivole Jude, der radikale Kleinrusse, der betrunkene Deutsche.“ Das schrieb Anton Tschechow 1898 in sein Notizbuch. Es hinderte den schon damals weltbekannten Dramatiker nicht daran, leidenschaftlich Partei zu ergreifen für Émile Zola, der unter dem Motto „J'accuse!“ den des Hochverrats angeklagten jüdischen Hauptmann Dreyfus verteidigte und dem Antisemitismus den Kampf ansagte. Mit „Kleinrussen“ sind Ukrainer gemeint, die damals (wie heute wieder) als provinziell diffamiert wurden und in den Augen der eigentlichen Russen angebliche Rückständigkeit durch nationalen Eigensinn kompensierten. Die Deutschen hingegen hatte Tschechow und nicht nur er, im Verdacht, Russen zu Franzosen zu machen, sprich: zur Verwestlichung beizutragen.

Umso erstaunlicher ist, dass sich Tschechow in einem Brief an seinen langjährigen Mentor Suchorin selbst als Ukrainer bezeichnet hat, und das am Vorabend seiner Reise zur Sträflingsinsel Sachalin, deren skandalöse Missstände er in dem gleichnamigen Buch geißeln sollte. Seinen Brief an Suchorin unterschrieb er mit „Homo Sachaliensis“: einer doppelten Identifikation mit den Opfern des Zarismus, Sträflingen wie Ukrainern, obwohl (oder gerade weil) Tschechow aus Taganrok stammte, das am

Asowschen Meer in der Grenzregion zur Ukraine liegt.

Das Paradox löst sich auf beim Blick auf seine Erzählung „Der Mensch im Futteral“. Was dort als realistische Darstellung daherkommt, verdichtet sich zu einer Parabel über die Erbfeindschaft von Russen und Ukrainern, die den Bereich des konkret Vorstellbaren sprengt, und es markiert zugleich, wie auch Tschechows Sachalin-Reportage, den Beginn der Moderne in russischer Literatur: „Sein Regenschirm war immer in einem Futteral; die Uhr war in einem Futteral aus grauem Rehlleder, und wenn er das Taschenmesser hervorzog, um einen Bleistift zu spitzen, steckte das Messer in einem kleinen Futteral; sein Gesicht, so schien es, war auch in einem Futteral, da er es hinter hochgeschlagenen Kragen versteckte. Er trug eine dunkle Brille, Steppjacke, Wattebäusche im Ohr, und vor dem Einstieg in eine Droschke befahl er, das Verdeck zuzuklappen.“

Belikov heißt dieser geschilderte Zwangscharakter, der Russlands autoritäres Regime verinnerlicht hat und alles, was nicht ausdrücklich erlaubt ist, für verboten erklärt. Dieser „Mann im Futteral“ verliebt sich in eine Ukrainerin, die Schwester eines Kollegen, der am selben Gymnasium, in dem Belikov Altgriechisch lehrt, Geschichte unterrichtet. Varenka verkörpert genau das, was Belikov aus seiner Persön-



Tschechow gilt als Inbegriff der russischen Literatur zu Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts. Hier ist er 1903 vor seinem Ferienhaus in Jalta zu sehen. In seinen Theaterstücken, Erzählungen und Berichten erwies er sich als grandioser Beobachter.

Foto Imago

lichkeit ausschließt, verdrängt und zensiert, und es gelingt ihr, den Panzer zu durchbrechen, hinter dem er sich verschanzt. Das geht so weit, dass Belikov sich zu ihr setzt und die von Großrussen verachtete ukrainische Sprache wegen ihres Wohllauts mit Griechisch vergleicht.

Das Lehrerkollegium sieht beide schon als Paar und hofft, den als Polizeispitzel gefürchteten Pauker auf diesem Wege loszuwerden, aber es kommt anders. „Trügen mich meine Augen?“, fragt sich Belikov, als er Varenka und ihren Bruder auf Fahrrädern (damals die neueste Errungenschaft moderner Technik) vorbeifahren sieht, „abgehetzt, aber lustig und vergnügt“, wie es im Text heißt. „Als älterer Kollege bin ich verpflichtet, Sie zu warnen“, eröffnet er dem Geschichtslehrer: „Wenn der Lehrer Fahrrad fährt – was bleibt den Schülern übrig, als auf dem Kopf zu gehen?“ Und er droht, den Sachverhalt dem Schuldirektor zu melden, als der Ukrainer ihn am Kragen packt und die Treppe herabwirft – eine Demütigung, von der Belikov sich nicht mehr erholt.

So endet die Erzählung, die nicht nur Ressentiments von Russen gegen Ukrainer (und umgekehrt) auf den Punkt bringt: In „Der Mensch im Futteral“ hat Anton Tschechow ein Exempel statuiert und einen Charakter geschaffen, der vorausweist auf den Homo Sovieticus und wie Gontscharows Romanfigur Oblomov aus Russlands Literaturgeschichte nicht wegzudenken ist.

Er sei kein Liberaler, kein Konservativer, kein Reformier, kein Mönch, aber auch nicht gleichgültig, schrieb Tschechow, die Urteilsbildung dem Leser anheimstellend, in einem viel zitierten Brief an Aleksandr Pleščejev. Wie und was er wirklich dachte über Russen und Ukrainer, lässt er Varenkas Bruder, den Geschichtslehrer, sagen und nimmt dabei kein Blatt vor den Mund: „Meine Herren! Wie könnt ihr nur hier leben! Es herrscht eine unsaubere, erstickende Atmosphäre, und statt eines Tempels der Wissenschaft gibt es einen Polizeistaat, der so säuerlich stinkt wie die Wachstube eines Polizisten!“

Hans Christoph Buch ist Schriftsteller. Zuletzt erschien von ihm „Vom Bärenkult zum Stalinkult“ (Arco Verlag).

und Korrespondenzen aus dieser Zeit sind ohne Edith nicht denkbar. Sie übernahm auch einen Teil von Rosenzweigs Kursen und lehrte Hebräisch am Jüdischen Lehrhaus.

Im Herbst 1923 erhielt Rosenzweig – sprechen konnte er bereits nicht mehr – eine speziell gebaute Schreibmaschine, mit der er noch einigermaßen tippen konnte, doch die Schwäche in seinen Fingern schritt weiter voran, und Edith musste Buchstaben ausbessern und einfügen. Im kommenden Jahr konnte er nur noch auf einer Tafel auf Buchstaben deuten und so – mit Hilfe von Edith – seine Texte verfassen. Edith las die Buchstaben vor, und Franz blinkte mit einem Auge, wenn der richtige Buchstabe vorkam. Wie mühevoll dies für beide war, mag man sich gar nicht vorstellen. Wie die amerikanische Forscherin Amy Hill Shevitz, deren in Vorbereitung befindliches Buch zu Rosenzweig und seinen Frauen neue Erkenntnisse verspricht, zu Recht anmerkt, wird dabei immer nur Ediths Rolle als Interpretin Rosenzweigs gesehen, aber nicht ihr Anteil an seinem eigentlichen Schaffen.

Die Beziehung der Rosenzweigs zu Margrit kühlte unter diesen Umständen ab. Noch besuchte sie die beiden gelegentlich, doch vor allem, um Edith ein wenig zu helfen. Sie bemerkte dabei, dass Edith am Ende ihrer Kräfte war, wie aus einem erschütternden Brief Margrits aus Frankfurt an ihren Mann Eugen Rosenstock vom 8. Oktober 1925 hervorgeht: „Lieber Eugen – Franz quälte die mit schrecklichem Kopfweh behaftete Edith mit tausend Pedanterien bis sie die Fassung verlor, mit beiden Fäusten die Fenster zu zerschlagen versuchte, auf Franz hieb und sich auf die Erde warf und immer nur schrie: ich bin nur ein Tier. Ich legte Edith aufs Bett, wollte daß sie sich ausruht und mit meiner Hülfe eine nichthebräische Arbeit vorgenommen würde– Franz hat es nicht zugelassen, jetzt sitzt Edith wieder, die Tränen rollen ihr, sie sieht kaum etwas, aber sie muß weitermachen. Franz selbst scheint davon ganz ungerührt geblieben zu sein. Mir ist Angst– sie springt noch eines Tages zum Fenster hinaus . . .“

Im Mai 1926 dann wendet sich Edith Rosenzweig in ihrer Not direkt an Martin Buber: „Sehr verehrter Herr Doktor, ich hatte heut Nachmittag einen so argen Zusammenbruch, daß ich mir keinen Rat weiß, als Ihnen zu schreiben. Franz ist so rasend nervös . . ., daß jeder geringste Fehler oder Irrtum von mir ihn böse und übellaulisch macht, und dem bin ich jetzt nicht mehr gewachsen. Meine körperlichen und geistigen Kräfte, die durchaus das Mittelmaß nicht übersteigen, werden seit Jahren übermäßig angespannt und in die Höhe geschraubt.“ Sie bittet Martin Buber um ein etwas langsames Arbeiten an der Bibelübersetzung und um die Vermeidung von Abgabefristen und schließt mit den Worten: „Es ist wohl das erste Mal, daß ich einen Menschen um Hilfe anrufe, und es ist sicher das erste Mal, daß ich etwas Wichtiges ohne Franz' Wissen tue.“

Wohl als direkte Reaktion auf diesen Hilferuf reiste Edith Rosenzweig zu den Bubers nach Heppenheim. Paula Buber berichtet daraufhin ihrer Tochter Eva über die Spuren, die die intensive Pflege ihres kranken Mannes bei Edith Rosenzweig hinterlassen hatte: „Heut Nachmittag war die arme Frau Rosenzweig da, sie ist so erschöpft, daß es einem weh wird.“

Im Dezember 1929 starb Rosenzweig. Edith veröffentlichte daraufhin selbständig einige Texte, die ihre Vertrautheit mit der jüdischen Geschichte und ihre Kenntnis der hebräischen Sprache aufzeigen. Dass sie an der Bibelübersetzung

nicht nur als Mund ihres Mannes beteiligt war, das wollte auch der Mitübersetzer Martin Buber nicht öffentlich eingestehen. In dessen Aufsätzen über den Prozess der Bibelübersetzung, die er in den Dreißigerjahren veröffentlichte, kommt Edith Rosenzweig nur ganz marginal vor und nie namentlich, sondern nur als „seine Frau“.

Wie stand es aber um den Einfluss von Bubers eigener Frau auf ihn selbst? Paula Winkler war es, die ihren späteren Mann – ausgehend von ihrem Interesse für indische Religion – erstmals für die Mystik begeisterte. Wie die Literaturwissenschaftlerin Katharina Baur aufzeigt, hatte Paula Buber einen bis heute nicht angemessen berücksichtigten Anteil am Werk ihres Mannes, obwohl sie selbst in den Zwanzigerjahren zwei Romane und zahlreiche Erzählungen unter dem Pseudonym Georg Munk veröffentlichte und sich um den Haushalt sowie die Erziehung der Enkelkinder kümmerte. 1923 erschien Bubers Werk zum dialogischen Prinzip, „Ich und Du“, das seinen Ruhm in der breiteren Öffentlichkeit begründete und auch Zeugnis einer engen, aber wie wir sehen werden, komplizierten Beziehung zwischen den beiden Ehepartnern ablegt.

Bubers Enkeltochter Judith Buber-Agassi, die im Haus der Großeltern aufwuchs, berichtete vom aktiven Anteil ihrer Großmutter an Bubers Schrif-

ten. Die Erinnerungen ihrer Schwester Barbara Goldschmidt zeugen von derselben Art der Zusammenarbeit, und Bubers Tochter Eva konstatierte, dass ihre Mutter eng mit ihrem Vater an der Bibelübersetzung arbeitete. Dabei muss die Einschätzung von Bubers Biograph Paul Mendes-Flohr, dass Paula und Martin zeitlebens eine „romantische Liebe“ miteinander verband, einem komplexeren Bild weichen. Wie der sehr umfangreiche Briefwechsel zwischen Martin und Paula Buber verdeutlicht, ist die Ehe neben den durchaus vorhandenen Liebesbezeugungen von Irritationen, Eifersüchteleien und Zurücksetzungen geprägt, in denen auch Edith Rosenzweig eine Rolle spielt.

Martin Buber lernte die bayerische Katholikin Paula Winkler 1899 während einer Theateraufführung an der Universität Zürich kennen. Bereits ein Jahr später kam der gemeinsame Sohn Rafael zur Welt, 1901 dann die Tochter Eva. Paula und Martin blieben zunächst unverheiratet und lebten zumeist getrennt. Martin Buber, dessen Mutter die Familie bald nach der Geburt verlassen hatte und der vor allem bei seinen Großeltern aufwuchs, verschwie seiner Familie selbst nach der Geburt der Kinder zunächst seine Beziehung. Die alleinerziehende zweifache Mutter Paula Winkler veröffentlichte währenddessen enthusiastische Artikel über Judentum und Zionismus. Nur zwei Monate nach der

Geburt ihrer Tochter erschienen im September 1901 ihre „Betrachtungen einer Philozionistin“. Der Artikel ist ein Loblied auf das alte wunderbare Volk der Juden. Jeder Jude sei, so Winkler, Zionist. Nur wisse es nicht jeder. Zwei Monate später erschien in zwei Folgen Paula Winklers Essay „Die jüdische Frau“. Einen Namen machte sie sich aber erst unter ihrem männlichen Pseudonym.

Nach dem Tod von Bubers Großvater im Januar 1907 erfolgten die Konversion Paula Bubers sowie die standesamtliche Heirat. Bereits 1903 hatte sie sich bei dem Vater ihrer Kinder beklagt: „Die Kinder wachsen ganz fern von Dir auf . . . Ich vereinsame immer mehr, ohne daß eines Menschen freundschaftliche Güte oder Teilnahme mir an's Herz rührt . . . Und schließlich kann ich mich des Gedankens nicht erwehren, daß mir ein großer Teil Deines Wesens entglitten ist und vielleicht irgendwo anders heimisch geworden ist. Du sollst mir das einfach sagen, nichts weiter. Ich werde Dir nicht mit Klagen kommen und verstehen soviel ich kann. Du nimmst mir diesen Brief wohl übel. Aber es ist besser, Du weißt daß ich Bitterkeit gegen Dich hege.“

Wenige Monate später wurde sie dann deutlicher: „Daß der Mann, den ich liebe, dem ich mein Leben hingebe, während der Zeit in der ich in Not und bitterer Sorge um die nächsten Tage mich abquäle, während der letzten Tage vor der Geburt seines Kindes, während zwei Leben, die ihm das Erste und Nächste sein müssen, auf eines Messers Schneide stehen, daß ein Mann während solcher Tage Neigung hat, sich mit solchen Offertendämmchen, mit Frauen von traurigster seelischer Zweideutigkeit zu befassen – sage selbst, muß mich das nicht in einen Abgrund von Hoffnungslosigkeit stürzen.“

Diese Verzweiflung aus der frühen Zeit der Beziehung sollte sich später fortsetzen. Im Mai 1918 schreibt Paula an ihren Mann: „Es bohrt im Herzen . . . Du, der Du so subtil in Deinen öffentlichen Äußerungen bist, kannst so robust im Privaten empfinden? Es scheint auch das mußte ich noch erleben, ehe ich den letzten Rest von mir aus all diesen Jahren dahin rette, wo nichts mehr trifft. Wer magst Du wohl sein und wie mag das wohl sein, was Dich umgibt? Fremd, furchtbar fremd war mir all das schon vor fünfzehn Jahren heute ist es mir von einer anderen Welt und wenn mein gemartertes Herz noch einmal auflebt, muß es seinen Weg finden . . . Ich lebe ja völlig betäubt.“

Im September 1918 heißt es in einem weiteren Brief: „Aber Du sollst Dir jetzt zum ersten Mal in Deinem Leben klar sein, daß ich kein Gegenstand bin, den Du verwerfen oder ergreifen kannst oder vielmehr beiseite schieben, wie in den tödlichen zwei Jahren hier in Heppenheim, blenden und blind seinen Ahnungen ausliefern und wieder aus dem Dunkel ziehn, je nach dem Du entscheidest; Du entscheidest nicht über mich. Keiner entscheidet über ein Lebendiges als über sich selbst.“ Im Oktober dann folgen weitere Vorwürfe: „Vielleicht ahnst Du, wie schwer meine Verlassenheit jetzt auf mir liegt – keine vertraute Hand, nach der ich fassen kann, kein Herz, das das große Schicksal in sich schließt wie meins, nur Fremde – ein Leben lang unter kalten, fremden Menschen. Vielleicht macht Dich mein Wesen ungeduldig. Ich fürchte fast, wenn Du kommst, satt und angefüllt vom draußen, von den tausend Dingen, übermüdet und gereizt wie immer, ich fürchte mich vor der Starre und vor meiner tödlichen Einsamkeit und vor der schrecklichen Bitterkeit dessen, was ich kurz vor Du gingst noch erkannte und was mich nie verläßt! – – Ich weiß trotz Deiner Briefe nichts von

Dir – sie muten mich fremd, zerstreut, wie unter einem Pflichtgefühl geschrieben an . . .“ Hier, wie oftmals in den Briefen der beiden Ehepartner, erscheint das dialogische Prinzip verwaist, das Ich und Du eher als ein Ich ohne sie.

Auch die Beziehung der Familien Buber und Rosenzweig trübte sich nach Franz Rosenzweigs Tod, als Paula vermutete, dass Martin ein Verhältnis zu Edith haben könnte. Im April 1930 schreibt Martin an Paula: „Paula, ich erkläre und versichere Dir: es ist zwischen mir und Frau Edith Rosenzweig nichts geschehen und nichts gesagt worden, was ihr einen Anspruch auf meine Person rechtfertigen könnte; es ist zwischen mir und Frau Rosenzweig nichts von irgendwelcher Bedeutung für Deine oder für meine Existenz oder für die zwischen Dir und mir bestehende Beziehung vorangegangen oder geäußert worden, wovon ich Dich nicht in Kenntnis gesetzt hätte.“ In einem weiteren Brief Martin Bubers an seine Frau vom März 1931 versicherte er ihr, „dass ausser meiner Tochter Du die einzige Frau auf der Welt bist, an der mir gelegen ist“.

Für das Ehepaar Buber war das Jahr 1933, wie für alle deutschen Juden, ein entscheidender Einschnitt in ihrem Leben. Paula konvertierte 1934 ein zweites Mal – diesmal orthodox – zum Judentum. 1938, als eine Professur an der Hebräischen Universität für Buber gesichert war, emigrierten die Bubers nach Palästina. Paula Buber blieb dort isoliert, lernte nie richtig Hebräisch, unternahm nichts allein und verließ das Haus nur selten. Sie starb 1958 während einer Reise nach Europa und ist auf dem alten jüdischen Friedhof von Venedig begraben.

Edith Rosenzweig wanderte auf einem der letzten Schiffe kurz vor Kriegsbeginn 1939 nach Palästina aus und heiratete dort wieder. Doch während ihr Sohn Raphael in Israel eine berufliche Karriere im landwirtschaftlichen Bereich machte, kehrte sie 1957 nach Deutschland zurück und verstarb 1979 in Baden-Baden. Sie widmete ihr Leben dem Werk Franz Rosenzweigs und gab, gemeinsam mit ihrer Schwiegertochter Rachel Rosenzweig, dessen gesammelte Werke heraus. Die Briefe, die Grilli an ihren Mann geschrieben hatte, hatte sie bereits kurz nach seinem Tod verbrannt.

Gewiss, die Bubers und Rosenzweigs lebten nicht im MeToo-Zeitalter. Ihre Ehen waren nicht utopisch für viele andere Intellektuelle ihrer Zeit. Und sie endeten nicht so tragisch wie manch andere, etwa die von Clara Immerwahr, der ersten Frau, die in Deutschland einen Doktorgrad als Chemikerin erwarb und sich 1915 im Garten ihres Hauses erschoss, aus Verzweiflung über ihre verlorene Karriere, über den Einsatz des von ihrem Mann Fritz Haber entwickelten Giftgases an der Front und vor allem wohl über eine Affäre ihres Mannes.

Arno Schmidt prägte einmal das Wort für die ideale Schriftstellerfrau: „Stumme Anbetung, die auch Maschine schreiben kann.“ Wer hier Ironie vermutet, dem empfehle man Schmidts Tagebücher der Fünfziger- und Sechzigerjahre zur Lektüre – und man merkt schnell, dass er es dabei wohl ernst meinte. Ganz so schlimm war es mit den Bubers und Rosenzweigs nicht. Aber es ist an der Zeit, ihre Biographien vor dem Hintergrund ihrer Beziehungen neu zu schreiben und ihre Leistungen angesichts der Beiträge ihrer Ehefrauen neu zu bewerten.

Michael Brenner lehrt Jüdische Geschichte und Kultur an der LMU München. Er hielt diesen Vortrag, den wir gekürzt wiedergeben, am 8. Juni in München beim Festakt zum 60. Jubiläum des Martin-Buber-Instituts.

Fortsetzung von der vorherigen Seite

Ich ohne sie statt Ich und Du



Paula Winkler-Buber in jungen Jahren
Foto Archiv